

abcp-1-1 20 pts.

23p.

### **Der Schatten meiner Fusssohlen**

(Erinnerungen an Kwacakworos Lebenslauf und seinen Weg durch Wasser, Mondlicht und Steppe, von Pochalla nach Bor, im späten Juni 1980 ...)

*Schlaf im Wasser / Gedanken, nach hinten gerichtet / Erinnerung an die Zeit in Khartoum / Weshalb bist du gekommen wenn du jetzt wieder gehst / von Hyänen / Anyuak und Murle sollten sich nicht bekriegen / die leeren Spuren von Kwacakworo auf seinem Weg zu den Anyuak / Giraffen brechen sich den Hals*

Ich schlage mir die Arme um den Leib als wären sie grosse, nasse Tücher, trete mit langen, langsamen Schritten durchs Wasser. Der Mond reisst sich aus den Wolken und blendet die Ebene mit schneeweissem Licht: er leuchtet *von unten* her, aus der tiefen Erde hinauf durchs bleierne Wasser bis zu einer sichelartigen Zeichnung am schwarzen Himmel. Verwundert, beinahe erschrocken über so viel plötzliches Leuchten bleibe ich stehen, bewege meine Hände an die Schultern, schaue mich um, und dann nochmals: Das Land ist weit. Das ist alles, was ich sehe: Weite, strahlende Weite. *Nichts*. Keinen Menschen, keinen Baum, keine Erhebung. Es ist seltsam, so an nichts zu stossen, denke ich, so zu sein, einfach da zu sein. Aber Ich?

Sollte ich wirklich der einzige Mensch sein hier am Wasser, im Mondlicht, im Himmel, auf Erden? Ich suche den Schatten meines Körpers, aber ich finde überall nichts denn dieses gleissende, reissende Licht: es fällt wie eben noch der Regen fiel, in dichten, langen Bündeln, auf alles. "*Der Schatten meiner Fusssohlen*", kommt es mir da in den Sinn: der Schatten meiner Fusssohlen. Die Anyuak glauben, die Seele des Menschen finde sich im Schatten der Fusssohlen... Spuren seien der Seele irdischer Abdruck, ihre physische Form, und wenn einem die Fusssohlen zu brennen anfangen, dann fehle der Inhalt, die Seele, da sei der Tod ganz nahe... Des Menschen Spur als Beweis seiner Seelenwanderung, seiner körperlichen Existenz: wenn die Spur abbricht beginnt der Tod oder die Zukunft. Ich schaue über meinen leuchtenden Körper hinunter, doch der endet über den Knöcheln im Wasser. Meine Füße, ihr Schatten, meine Seele? Ich versuche, meine Zehen zu bewegen, sie aus der Umklammerung des Schlammes zu befreien; ich kann nicht, und für einen kurzen Augenblick überkommt mich das wohlüstige Gefühl, gehalten zu werden, mit der Erde verschmolzen zu sein. Doch schnell ungeduldig und um meine Freiheit fürchtend, reisse ich mich gewaltsam los: es gibt einen dumpfen, leisen Knall, - und dann gluckst es; schnell füllt sich mein leerer Fussabdruck mit Wasser und nachrutschender Schlamm ebnet meine irdene Seele wieder aus.

Die ruckartige Bewegung hat mich beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht, und noch ehe ich auf einem Bein stehen kann falle ich auf beide Füße zurück, in ihre breiten, stumpfen Seelenabdrücke.

Ich bin todmüde, möchte schlafen. Aber dieses Mondlicht spült meine Gedanken immer wieder aus dem nassen Dunkeln in die leere Helle. Meine Gedanken - das sind meine Augen, das ist meine Haut: aufmerksam, still, bereit zum Sprung in die Wildnis. Ich versuche zu denken, schaue stumm in die Ebene hinaus, vermute die unendliche Weite dieses Landes, gebe mich dann gleichgültig; aber meine Pupillen haben sich aufgetan und glänzen grün; vermutlich spiegelt sich jetzt in ihnen das schwarzes Licht der Nacht, sanft, mild und fremd. Jetzt lassen die Augen von der gleissenden Eislandschaft und betrachten die scharfkantigen Grasbüschel über dem Wasser.

Ich knie nieder, stütze mich mit den Ellbogen auf und beginne, Wasser zu schlürfen, einen wolkigen Brei aus Lehm und Schlamm. Meine Gedanken suchen nach meinem Spiegelbild (*wie mag ich wohl aussehen!*), aber meine Augen finden nur winzige Tierchen durch die Tümpel jagen. Ich stille meinen Hunger mit diesem Schlammwasser. Es schmeckt gut, schmeckt nach Tonerde. Seit vier Tagen habe ich nichts mehr gegessen! Plötzlich fahre ich auf, wie aus Gedanken, denn ich denke

jetzt auch mit den Ohren. Geräusche kommen, Stille flutet brausend heran und verebbt in Schweigen, - doch schon wieder wird es still am Gras: ein Tierchen hat sich wohl bewegt, ein Käfer vielleicht, vielleicht eine Schlange. Doch jetzt ein Geräusch so schwer wie von einem Menschen: ich spitze die Ohren, lege den Kopf etwas zur Seite, stampfe unruhig mit den Füßen. Doch es ist *Nichts*, nichts denn Wasser und Mondlicht, Grasbüschel und Wolken. Nicht einmal Tiere! Ich warte wieder zu meinem Schlafplatz zurück. Er besteht aus geknickten Grasbüscheln und abgerissenen Strohhalmen, aber er erlaubt mir, wenigstens den Kopf über Wasser zu halten.

Kaum habe ich mich aufs feuchte Gras gelegt und die Knie angezogen, ruft eine Stimme: *"Kwacakworo! Kwacakworo! Ich habe noch kein Auge zugetan! Diese Moskitos!.."* "Wie spät mag es sein?" frage ich zurück. "Etwa drei Uhr", kommt die Antwort, "bald müssen wir uns wieder aufmachen". "Kwacakworo!", fährt die Stimme fort, "du bist jünger als ich. Ich sollte stärker sein als du. Wie kommt es, dass du laufen kannst wie einer aus Adongo. Die Leute aus Adongo, das weißt du ja, die laufen wie die Teufel..." "Vielleicht weil es hier keine Sonne hat, weil wir stets im Regen oder in der Nacht gehen. Und dann bin ich halt in Adongo aufgewachsen... Aber es war auch schon anders." Ich beginne, eine Geschichte zu

erzählen, aber sein lautes Schnarchen bringt sie zu einem raschen Ende. Ich wünschte mir, so todmüde wie Mori zu sein, endlich auch Schlaf und Ruhe vor den Moskitos zu finden. Doch da bekommt unser kleiner Bub wieder einen seiner krampfartigen Schreianfälle, heult laut, wimmert leise, schluchzt ruckartig; bis um Mitternacht war er tapfger mitgelaufen, ohne seine Müdigkeit zu verraten, aber beim nächsten Halt schlief er dann erschöpft ein, weinend, sich im Wasser wälzend, von Zeit zu Zeit laut aufschreiend. Scheinbar unberührt vom Mond, den Moskitos, dem Schnarchen und den Schreien schläft *Raschu*, ein junger Murle vom Boma-Plateau, nackt im Wasser auf einigen Grasbüscheln; er ist erst vor kurzem ins Parlament gewählt worden und träumt nun vielleicht von seinem neuen Leben in Khartoum. Auch *Mori* ist Abgeordneter, allerdings im Parlament des Süd-Sudans. Wie ich ihn hier aufgebläht und schnarchend im Wasser liegen sehe, will ich mir nur schwer vorstellen, dass Mori einer der einflussreichsten Politiker des schwarzen Sudans ist und schon in einer Woche wieder Minister sein wird. Im Augenblick ist er der schwächste unter uns, der dickste und schwerfälligste auch - aber sein Wille, vorwärts zu kommen übertrifft seine physischen Schwierigkeiten. Ohne ihn sässen wir vielleicht immer noch verzweifelt im kaputten, im Sumpf steckengebliebenen Landrover und würden dort vergebens auf ein Wunder hoffen. Alle haben ihre

Sachen im Auto gelassen, nur Mori trägt sein Winchester-Gewehr mit sich und ich meine ganze Habe - das sind gut zwanzig Kilo nasses Papier...

*"Es gibt 22 Gründe, so etwas zu tun"*, erklärte mir einmal der nordsudanesische Poet Abdallah El Tahib, als er von meinen Plänen erfuhr, einen fast unbekanntem und als "völlig wild" verschrieenen Stamm im Südsudan zu besuchen - glücklicherweise ohne einen einzigen zu nennen... Das war 1975, ich lehrte Literatur an der Universität im Nordsudan und hatte eigentlich weder einen inneren noch einen äusseren Grund, mir neue Schwierigkeiten zu machen. Fünf Jahre zuvor hatte ich meine Studien mit einer Dissertation über den schwedischen Poeten Gunnar Ekelöf und den französischen Dichter Stéphane Mallarmé abgeschlossen, dann in Kisangani im Kongo (dem späteren Zaïre) vergleichende und französische Literatur gelehrt und schliesslich für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz während dreier Jahre in Bangla Desh, Vietnam und Indien gearbeitet; und nun hatte ich in Khartoum einen interessanten Lehrauftrag mit netten Studenten; es wäre naheliegend gewesen, meinen bereits erfolgreich begonnenen Akrobatentanz auf dem literarischen Seil hoch über den Köpfen der Leute fortzusetzen. Darüber hätte sich niemand verwundert! Gab es denn gute Gründe, schon wieder das Weite zu suchen? Meine Lehr- und

Wanderjahre waren vorbei. Hätte ich je andere exotische Träume gehabt denn solche von Friede und Gerechtigkeit, in den brutalen Kriegen Asiens hätte ich sie längst ausgeträumt! Weshalb mich nun also nicht hinsetzen und ein normaler, möglichst anständiger Bürger werden, Anne (oder vielleicht Elisabeth, Caline, Caroline oder doch Kerrin...?) heiraten und eigene Kinder haben, kurz, für den Rest meines kurzen Lebens ganz und gar glücklich zu sein? Weshalb tut man, was man tut? "*Wenn man so weit gekommen ist in der Sinnlosigkeit wie ich, da wird alles wieder interessant*", schrieb Ekelöf. Aber ich war wohl noch nicht "*so weit gekommen*", war im Gegenteil wohl noch auf der Suche nach dem Sinn, - und den konnte ich nur in anderen, nicht in mir selbst, finden.

Andere Leute glauben immer wieder, Fragen stellen zu müssen, als ob sie etwa gar helfen möchten. Als ob man um die Fragen nicht wüsste, als ob man *solcher* Hilfe bedürfte. "*Und was möchtest du werden, wenn du gross bist?*" lautet wohl immer die Gretchenfrage. "*Ich möchte tot sein, aber ganz*", meine scheinbar witzige Antwort. Ich weiss es ja selber nicht. Natürlich könnte ich mich herausreden... - Angriff ist ja wirklich die beste Verteidigung! Ich könnte bei meiner Jugend anfangen (*bekanntlich fängt alles mit der Jugend an*) und psychologische Grundsteine legen und Luftschlösser konstruieren, erzählen, wie mich die

Schule (*da lernt man bekanntlich für's Leben*) auf die Berge jagte und ich dort begann, eigene und oft einsame Wege zu gehen, meine Freiheit zu suchen und sie gegen lockende Abgründe zu verteidigen. Oder ich könnte von politischen Ereignissen reden, welche mein Weltbild neu zu formen begannen, von Aufständen und Befreiungskriegen, von der Brutalität der Macht - aber auch von der Ohnmacht guten Willens. Der Schrei nach Gerechtigkeit und Freiheit, der mir dereinst tief in die Knochen gefahren war, ist noch längst nicht verklungen; damals vernahmten ihn fast alle meiner Generation, aber unterdessen haben die meisten ein eigenes Dach über dem Kopf - und andere Sorgen. Mein persönliches Engagement galt Menschen, nicht politischen Strukturen, auch wenn ich instinktiv spürte, dass eine wirkliche Befreiung des Menschen nur durch das Zerschlagen gewisser Strukturen möglich sein würde.

Ich hatte zunächst Literatur studiert, in Aix-en-Provence, Uppsala und Zürich. Literatur war zu meinem Untergrundleben geworden derweil ich mir die Luft dazu in den weissen Felsen des Mittelmeers, in den Weiten Lapplands und in meinen Bündner Bergen holte. Literatur ist zwar das Gegenteil von Wirklichkeit, ist Fiktion, aber ihr Inhalt widerspiegelt menschliche Gegenwart oft viel deutlicher als dies direktes Erleben zu tun vermag. Menschsein allein genügt ja nicht, es muss



auch Gestalt annehmen können, sichtbar werden, ins Bewusstsein eindringen. So war Literatur für mich weniger Kunst oder Geschichte sondern Begegnung und Kommunikation, geistige Auseinandersetzung und Darstellung von Bewusstsein. Irgendwie war ich eben mehr am Inhalt der Literatur (dem Menschen und seiner Erfahrungswelt) interessiert denn an ihrer Form: Literatur war mein persönlicher Weg der mich zu einem grösseren Verständnis für den Menschen und seiner Gesellschaft führen und neue Horizonte auf tun sollte. So war es wohl selbstverständlich, dass mein Interesse für gedruckte Literatur langsam aber stetig dem Suchen nach lebendigem Menschenverständnis, also für das weite Feld der sogenannten Anthropologie, weichen musste. Im Sudan erwarteten mich dafür die denkbar besten Voraussetzungen.

Ich hätte meinen Lehrauftrag in Khartoum endlos weiterführen können, so gut gefiel es mir. Die Nordsudanesisen mit ihrem afro/arabischen Einschlag gehören bestimmt zu den menschenfreundlichsten Wesen der Erde, sind sanft und grossmütig, voll stiller Klugheit und erfüllt von einem starken, fröhlichen Glauben an das Leben. Hier war Frieden, hier war es noch schön, einfach Mensch zu sein. Weshalb mich losbrechen? Weshalb in den Süden ziehen, ins Unbekannte, Fremde, in ein Land voller Armut und Leid?

Weshalb mich einmal mehr aussetzen, wieder von vorne anfangen, mich verlieren um mich wieder - in mir selbst und in andern - suchen zu müssen, vielleicht entdecken und finden zu können? Nie war ich so zufrieden, vermutlich sogar glücklich gewesen wie hier in meinem Dorf Burri Al Lamab, - und ich hatte wunderbare Freunde. Einer davon, Sheikh El Hady, ein alter, einfacher und tiefgläubiger Baumeister hatte mir sogar das Paradies versprochen - für alle Fälle: *"Jeden Tag bitte ich Allah, dich in den siebten Himmel einzulassen"*, erzählte er mir einmal, seinen Grossmut gleich auch erklärend: *"aber ich tu's nicht wegen dir, ich tu's meinetwegen!!"*. Jene stillen, heitern Abende unter dem grossen Baum vor Sheikhs abbröckelnder Lehmhütte am Blauen Nil hätte ich mit nichts auf der Welt eintauschen mögen. Sheikh verwehrte sich elektrisches Licht in seinem Hause, denn, so sagte er, *"um die Sterne zu sehen und mit Gott zu reden brauche ich kein elektrisches Licht"*. So sass man also da im Blau der Wüstennacht, rauchte, erzählte sich Geschichten, lachte, atmete starkes Schweigen ein, schlürfte heissen Tee. Leute kamen und gingen, barfüssig, in langen, schneeweissen Gewändern, die im Winde knatterten; Katzen schlichen durch den Hof, Tauben gurrten, Ziegen lugten wundrig über die Lehmmauern; Hunde heulten. Dennoch lag über allem eine grosse Stille. Meine Freunde waren jung und fast noch zart, sie waren auch alt,

knöchrig und verbogen, sie hatten dunkle, seidene Augen und schöne Hände, ausgebrannte, verwetternete Gesichter und flammende Blicke; Gärtner waren es, Schiffer, Beamte, Studenten, Elektriker, Händler, Richter oder arbeitslos, doch so verschieden ihre täglichen Wege auch sein mochten, hier liefen sie alle zusammen, wie zufällig, trafen sich in dieser sternübersäten Oase der Nacht, mitten in der Wüste, zu ausgelassenem Nachdenken und leisem Phantasieren. Bei Sheik gedachte man des vergangenen Tages wie einer längst verflossenen, bereits unwirklich und unwichtig gewordenen Zeit. Während die Stadt in Dunkel zerfiel sass man am Boden neben Sheikhs schlafenden Kindern, lauschte, redete mit oder träumte laut von anderem, rieb man sich das Licht der Sterne wie Sand aus den Augen. Nie fiel ein Schatten über solch einfaches, nächtliches Zusammensein, nie brach ein Schweigen, nie verschlossen sich Lippen und Hände. Gebete bogen sich auf und nieder, weisse, fröhlich leuchtende Segel in der Nacht, stille Blumen aufblühend im Nichts.

*"Dein Freund Patrice liebt das Rampenlicht des Theaters", meinte Sheikh nach einer Molière-Inszenierung meines liebsten ausländischen Kollegen an der Universität, "er ist ein Mensch der Städte. Du aber bist ein Mensch der Wüste. Nicht alle Menschen sind gleich."* Weshalb heulte Sheikh

wie ein Kind, als wir Abschied nahmen? Und weshalb füllten sich die eiskalten, steinharten roten Augen von König Agada mit Tränen, als ich sein Dorf zum ersten Mal verliess? Der König der Anyuak hatte mich weit hinaus in die Wildnis begleitet - eine unerhörte, einmalige Ehre für einen gewöhnlich Sterblichen wie mich - und dort, nach einem kurzen Halt, die ersten, festen Schritte Richtung Unendlichkeit tuend, seinen zackigen Speer gen Himmel gerichtet und mit bebender Stimme gesagt: *"Du gehst nun. Gehe mit leichtem Körper. Kwaakworo! Nichts wird dir geschehen! Vor dir liegt die Wildnis. Doch nichts kann dir geschehen. Kwaakworo! Mein Freund, da gehst du nun, und so geh nun mit deinem Körper leicht..."* Ich habe bei solchem Abschied immer das Gefühl von Schuld, das Gefühl, meinen Freunden gegenüber ungerecht zu sein, ihnen etwas gegeben zu haben (von dem ich nichts weiss) nur um es ihnen gleich wieder wegzunehmen. *Meine Freunde lieben mich mehr denn ich selbst.* Dieser Gedanke, diese Einsicht hat mich immer sehr erschreckt. Nie werde ich die brutale Anklage meiner Anyuak Freunde vergessen, als sie mir diese bittere, harte Frage zum Abschied an den Kopf warfen: *"Weshalb bist du gekommen, wenn du jetzt wieder gehst! Es wäre besser gewesen, dich nie gesehen, dich nie gekannt zu haben. Weshalb eigentlich bist du denn gekommen, wenn du jetzt wieder gehst!"* Eine fast zornige Liebeserklärung zum Abschied -

sie hätte mich freuen sollen, war ich doch stets im Ungewissen geblieben, ob die Anyuaks mich eigentlich mochten oder nur gezwungenermassen tolerierten. Sie mochten mich also. Aber ihre Abschiedsfrage bleibt im leeren Raume stehen, und starrt mich immer noch an. Es ist dieselbe Art von Fragen, welche die Anyuaks zornig an Gott richten, wenn er kommt und Leben wegnimmt, wenn er sinn- und grundlos Leere schafft, nur Trauer übrig lässt. *Weshalb bist du gekommen....*

Ich liege im lauen Wasser, wie eine Leiche, von stachligen Grasbüscheln bei Bewusstsein gehalten. Auch die Moskitos wollen mich nicht schlafen lassen, surren mir in den Ohren. Jetzt höre ich, dass Okuony, unser kleiner Bub, erbricht. Ich stehe auf, rutsche fast aus, versuche ihm zu helfen. Aber Okuony schläft schon wieder; sein schwerer Atem gurgelt am Wasser. Ich gehe und reisse einige Grasbüschel aus, lege sie unter Okuonys Kopf. Der Mond hilft mir, ihm ins Gesicht zu schauen: samtene Haut überzieht behutsam die Wölbungen der Augen, spannt sich über die Stirne, deckt die zerbrechlichen Nasenflügel, streicht langsam über die Wangen. Seine Lippen sind halbgeöffnet, gräulich, lehmig, - vermutlich vom Wassertrinken. Okuony atmet laut, Okuony schläft schwer. Ich schaue auf meine andern Freunde. Wie niedergestreckt von irgendeiner Pest liegen sie bewegungslos kreuz und quer im Wasser. Ich wate

zu meinem Schlafplatz zurück, lege mich wieder ins Wasser, rolle mich in meinen Körper, beginne zu zittern. Dann glaub ich zu schlafen. Im Schlaf höre ich das Brüllen eines Löwen, wie von fern, dumpf und drohend, und dann wenig später das eisige Lachen einer Bande von Hyänen. Vertraute, fast beruhigende Laute, auch wenn sie mich erschrecken. Seit Monaten kommen sie jede Nacht zu meiner Hütte in Otalo und wecken das Tier in mir, rufen mich zurück in meine Wildnis. Aber jetzt bin ich doch schon 250 Kilometer weit entfernt von Otalo und meinem Zuhause... - auch sie sind also mitgekommen, suchen mich in ihren Träumen! *"Wenn Hyänen höhnisch lachen"*, erklärte mir einmal Olok Ajaa, einer meiner Anyuak Freunde, *"dann sind sie in Wirklichkeit noch recht weit entfernt. Wenn sie hinter deinem Rücken zum Sprung ansetzen, hörst du nicht das geringste Geräusch!"* Jetzt ist es wieder still, nun nähern sich die Hyänen also wohl meinem Schlaf. Ich sehe Bilder, aufgerissene Kinderköpfe, ohne Nasen und Kinn, nur mit grossen, offenen Augen; ich sehe die Mutter neben dem Kind stehen, und den Vater, und niemand weint. Alles ist immer so still, wenn das Schicksal zuschlägt und die Herzen zerreisst. Dann kommt es mir auch in den Sinn, wie oft mich die Anyuak Buben zum Narren gehalten haben, wenn sie nachts hinter meine Hütte schlichen und dort den Ruf der Hyänen nachmachten, lachend davonrannten sobald ich mit meinem Speer aus der

Hütte kriechte. Viele Anyuak Geschichten erzählen von Hyänen, in diesen Geschichten ist die Hyäne fast immer die trottelhafte Verliererin; die Wirklichkeit hält sich nicht an die Moral von Geschichten.

*"Ich nehme nur das Gewehr mit",* hatte Mori gesagt, als wir uns entschlossen, den Landrover für immer im Sumpf zurückzulassen; *"ich brauche es vielleicht, wenn Tiere uns anfallen, wenn uns jemand umbringen will..."*. Wer sollte ihn hier umbringen?, denke ich mir, in die menschenleere, überflutete Weite schauend. Etwa gar der junge, so freundliche neugewählte Abgeordnete vom Boma-Plateau? Wurde er nicht dank Mori, dem alten, schlaunen Abgeordneten, ins Parlament gewählt? Sicher, Raschu gehört zum Stamm der Murle, einem der gefürchtetsten Stämme des Süd-Sudans, den gefährlichsten Feinden der Anyuak. Mori selbst gehört zum Stamm der Anyuak... *"Ich verfolge eine Friedenspolitik zwischen den Murle und den Anyuak, es gibt überhaupt keinen Grund uns zu bekriegen"*, posaunt Mori immer wieder seinen Wahlspruch in die Gegend hinaus; *"die Murle sind Viehzüchter, wir betreiben vorwiegend Landwirtschaft. Weshalb sollten wir uns da nicht vertragen können?"* Sollte Mori seiner neuen Friedenspolitik doch nicht so ganz trauen? Wie leicht ist es, Menschen begreifbar zu machen, dass Vergessen und Verzeihen besser ist als Erinnern,

Nachtragen und Rächen? Nun, jetzt schnarcht Mori jedenfalls zufrieden und hört weder das dumpfe Dröhnen des Löwen noch das klirrende Lachen der Hyänen. Niemand von uns sieht die drei blauen Umrisse, die plötzlich im Mondlicht stehen. Grossgewachsene, schlanke Körper kommen lautlos mit langen, weichen Schritten auf uns zu, bleiben einen kurzen Augenblick über uns, nackt, gleissend und wie aus einem Guss, schauen von weit oben auf uns hinunter, schauen sich fragend an, gehen dann wortlos weiter, bis ans Ende des Lichts. Wenig später hören auch ihre silbernen, blattartigen Speere auf, das Mondlicht zu spiegeln, und dann sind wir wieder ganz allein im Wasser, am Schlaf, mit den Moskitos und den vielen kleinen Tierchen in unsern Träumen.

Wenig später dann die schwere Stimme von Mori: *"Kwacakworo! Kwacakworo! Lasst uns aufbrechen! Es ist vier Uhr, es ist Zeit."* "Ja", sage ich, *"es ist höchste Zeit"*.

Ich gehe wieder voran, mit langen Schritten. Ich liebe es, die andern hinter mir zu lassen, dann geht es sich leichter. Okuony versucht, bei mir zu bleiben. Die andern beiden gehen gestaffelt hintennach, sind bald verschwunden. Schon nach einer Stunde bin ich völlig allein mit meinem Speer und meinem schweren Gepäck. Ich freue mich am werdenden Licht, das seltsamerweise von allen



Seiten gleichzeitig auf mich zuzuströmen scheint. Ich freue mich an meinem leichten Gang, der Kraft in meinen Beinen, an dieser plötzlichen Fröhlichkeit. Nun gehe ich schon seit vier Tagen, zuerst durch hohes Gras und die stacheligen Steppenwälder zwischen Pochalla und Pibor, dann durch diese überflutene, endlos flache Ebene hier - und ich könnte noch immer Luftsprünge tun! Wenn nur dieses dumme Papier nicht wäre! Ich habe es mit einem Strick aus Büffelleder zusammengebunden und trage es nun wie einen Rucksack auf meinem Rücken. Die Stricke schneiden sich tief in meine Schultern ein und schmirgeln am offenen Fleisch. Aber es ist zum Lachen: ein Haufen nasses Papier, eine zerrissene Hose auf dem Rücken - das ist meine ganze Habe! Freiheit! Dass solches ausgerechnet mir passieren konnte! Das Feuer brannte sechs Tagen und sieben Nächten lang, verbrannte alles zu schneeweisser, flaumiger Asche; nichts blieb übrig denn verborgene Eisenteile, von Messern, Ketten, von meiner Uhr, meinem Rucksack, einem Taschenspiegel; keine Kleider, keine Schuhe, keine Felle, ein einziges meiner fünfzig Hühner. Nur die Hunde waren noch da, mein Radio und das Fell, auf welchem ich nachts gelegen und in die Sterne geschaut hatte. Und dann dieser ungeordnete Haufen Papier, welchen ich in einem Anfall von wahnsinniger Verzweiflung noch aus den Flammen geholt hatte.

*"Solch ein Unglück ist wie Tod"*, hatten die Anyuak gesagt, fassungslos über den riesigen Brand und die grosse Zerstörung. *"Hauptsache, du bliebst unversehrt"*, tröstete der König später, nach seiner Rückkehr. *"Hauptsache, deine Papiere sind grösstenteils gerettet"*, meinte Mori, *"stell dir vor, wenn deine ganze Arbeit verbrannt wäre!"* Ich erinnere mich, wie damals bei mir jede Reaktion auf das Unglück ausblieb. Scheinbar unberührt schaute ich auf meine persönliche Katastrophe, auf das Ende meiner Existenz in Otalo. Es war alles wie im Traum. Da war ich gekommen aus einem andern Leben und in diese neue Welt eingedrungen. Wie ein Kind hatte ich gelernt zu sehen, zu fühlen, zu fragen, begann, einfache Dinge zu verstehen, mich in der Wildnis zurechtzufinden. Wie ein Kind begann ich zu lachen, zu schreien, erste Worte zu artikulieren und nachzusprechen, Dingen falsche Namen zu geben; ich kam zu ersten Ausdrücken und ersten Einsichten, fand erste Worte und damit erste Freunde: manche waren falsch, andere aber gut. Langsam, langsam und unbewusst wuchs ich in die Sprache hinein, verstrickte mich in ihr, begann zu schreien und zu zanken, erzählte ihr Geschichten, träumte mit ihr. Endlich lernte ich auch, in dieser Sprache zu schweigen, sie im Mund zu halten, ganz still zu sein; das Bedürfnis, alles verstehen zu wollen und jede Leere mit fremden Lauten und fernen

Gedanken zu füllen verschwand. Dieses Schweigen-können war bestes Anyuak, vielsagender denn jedes Reden. Aus dem Nichts gekommen, war ich so langsam in die Landschaft, die Gesellschaft und ihre Ausdrucksweise hineingewachsen. Aus dem Unterbewusstsein hatte ich schliesslich zu einer Art von Bewusstsein gefunden, bekam endlich auch etwas Selbstbewusstsein, das heisst einen Namen. "*Kwacakworo*" nannten sie mich, "*Leopard*". Der Name hatte nichts mit mir zu tun, war eigentlich nichts mehr denn die Leopard-ähnliche Zeichnung eines Stieres, aber mit der Zeit wurde er zu meiner neuen Haut, meinem Selbstverständnis und meiner Identität (auch wenn mich der ehrgebietene oder zumindest respekteinflössende Titel "*menschens-fressender Leopard*", den mir König Agada später verlieh, mit einiger Furcht vor mir selbst erfüllte). Bald einmal fing ich an, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Eine seltsame und aussergewöhnliche natürlich, aber immerhin: man begann mich in Szene zu setzen, liess mich wie ein Kind mit Kindern spielen und schaute meinen ersten, unbeholfenen Auftritten amüsiert zu. Zuerst hatte ich den Verrückten zu spielen, dann den Clown, dann den Hofnarren, später aber den guten Freund des Königs, und bald einmal gar seinen intimen Vertrauten, endlich sein gutes Gewissen. Viel mehr als eine prominente Statistenrolle erhielt ich natürlich nicht, aber immerhin, ich gehörte zum

königlichen Theater, war zwar bloss unbeteiligter Zuschauer, sass (oder lag!) aber immerhin zuvorderst auf der Bühne, auf meinen königlichen Fellen, mit bester Aussicht hinter die Kulissen und direktem Kontakt mit des Königs weisen Souffleuren. Ich war Zuschauer und Teilhaber zugleich, ein vermutlich recht seltsames und unfreiwillig komisches Spektakel für die scharf beobachtende kritische Gesellschaft am Gerichtshof oder im Palast des Königs. Allmählich erweiterten sich meine Sinne, ich erkannte Umrisse, Abschränkungen, Oeffnungen, Gesetze; mein Bewusstsein füllte sich mit bislang unbekanntem Menschen, fremdes Leben spiegelte sich darin, zunächst verschwommen, dann mit grösserer Klarheit. Später erhellte sich der Spiegel und ich glaubte, vieles ziemlich genau zu verstehen - Gesetze, Strukturen, Ordnungen, Spannungen, Geschichten... Ich sah Tiere, Jagd und Krieg, wogende Hirsefelder und tanzende, vor Schweiss triefende Körper, ich hörte Schreien und Lachen, Trommeln und Gewitterdonner, ich ging durch den Regen und die endlosen Ebenen der Sterne. Erfahrungen, Erlebnisse und Gespräche drangen auf mich ein und füllten meine Seele mit Alltäglichem oder Aufregendem. Meine ständigen Fragen nach Macht und Gewalt, Krieg und Geschichte, nach den Gesetzen der Gesellschaft und den Regeln der Liebe, nach Sexualität und Poesie, nach Tod, Glauben und Zauberei fanden

sich im Lauf der Zeit zu Antworten und wurden zu physischen Selbstverständlichkeiten. Doch jede Frage war auch eine Frage an mich selbst: gleichzeitig wie sich mein Bild von den Anyuaks und ihrem Leben verdeutlichte wurde mein eigenes in Frage gestellt. Mein Bewusstsein wieder-spiegelte eine fremde Wirklichkeit zwar mit stets zunehmender Klarheit, aber gleichzeitig verlor mein Selbstbewusstsein an Intensität und schien sich bald einmal in Nichts aufzulösen. Wer war ich? Ein Dahergelaufener, ein Verirrter, ein Heimatloser, vom Wahnsinn verfolgt...? Derweil ich nun in diesen schon längst nicht mehr fremden Menschen einen Sinn gefunden hatte und ihr Leben zu verstehen glaubte konnte ich mich selbst immer weniger begreifen: ich war mir auf einmal nicht mehr *selbst-verständlich*. Eine neue Arbeit begann, eine Entdeckungsrieie in die eigene Fremde, die eingeborene Wildnis in mir selbst. Ich verlor mich darin, fand nie einen Ausweg. Fragen über Fragen, Sträucher mit Dornen in der Sonne, Schlangen im hohen, stickigen Gras, Horizonte wohin man sich drehte. Nirgends Antworten, nicht einmal ein Echo. Fliehende Tiere unter plötzlichen Gewittern. Ich war allein mit meiner ständigen Fröhlichkeit, meinem sturen Mut, meinem blinden Vertrauen. So verging meine Zeit. Kwacakworo, der "menschenfressende Leopard" folgte meinen Spuren durch die Endlosigkeit der Gedanken bis er sie schliesslich aus den Augen verlor und die Suche

aufgab. Niemand konnte mir sagen, wohin ich verschwunden war, nur in Erinnerungen sprach man noch von mir, in verschiedenen, oft unverständlichen Sprachen.

Durch die Weite gehend denke ich so lautlos vor mich hin. Ich kann sagen was ich will, irgendetwas. Niemand hört zu, keiner widerspricht, alles könnte wahr sein. Erinnerungen von Zukunft, von Vergangenheit, darin verschwindende Flüsse, Fische und Vögel, Wege und Irrwege, letztere voll lockender Spuren. Trockenheit und Regenzeit, Schlaf und Wandel.

Ich gehe. Endlich komme ich auf trockenes Land, sehe Boden, trocken und sandig. Ein herrliches Gefühl, absitzen zu können, sich von den Stricken zu lösen, sich auszustrecken und in die Wolken zu schauen: schwarz sind sie, aber hell umrandet; und fliegen um die Wette. Hier will ich auf die anderen warten.

Vielleicht habe ich eine Stunde geschlafen. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht habe ich nur geträumt. Doch plötzlich donnert es es über mir, nein, das ist ein anderer Lärm, ein unerhörtes Krachen, drohend und wild, und das alles in der Luft, im Himmel, dröhnend und schlagend, polternd und funkelnd. Ich sperre die Augen auf, will aufspringen, werfe mich dann aber instinktiv

flach auf den Boden: vier riesige Giraffen fliegen in gestrecktem Galopp über mich hinweg, drücken mich mit gewaltiger Kraft auf die Erde. Ich habe schreckliche Angst, mache schnell die Augen zu als wollte ich bei diesem Unglück nicht dabei sein, doch alles geht so schnell und so schmerzlos. Nein, die Giraffen galoppieren nicht über mich hinweg sondern ganz knapp neben mir vorbei, ich sehe nämlich ihre glänzenden erschreckten Augen, oder vielleicht galoppieren sie doch über mich hinweg und ich sehe die schwarzen Augen bloss später, wie sie wiederkommen; denn die Giraffen hören nicht mehr auf, über mich hinweg zu galoppieren, immer wieder kommen sie und springen über mich hinweg, auch jetzt noch springen sie, jetzt wo sie doch schon weit weg sind in der Ebene und den Wolken dort hinten, wo sie sich in den Himmel verlaufen und sich hinter dem Horizont den Hals brechen. Nun kann ich endlich aufatmen, denn nun bin ich wieder allein.

Bald werden auch die anderen kommen und mich hier in Stücke geschlagen blutend am Boden finden.